

Herr von Mutach

Autor(en): **Bührer, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 24

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748063>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

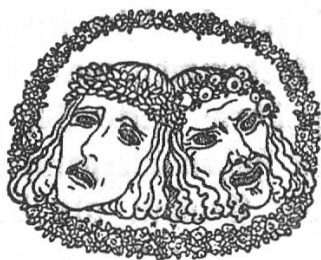
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sind, in zweiter Linie zu stehen“ erfordert¹, ist es von Vorteil, daß zur Besetzung der weit größeren Zahl sekundärer Rollen stets eine genügende Menge entsprechender Durchschnitts- und bescheidener Talente in diesem Beruf sich befinden. Diese aber, die doch „in ihrer bescheidenen Stellung so sicher und technisch ausgebildet in die Handlung eingreifen sollen, daß sie die Harmonie des Bildes nicht zerstören, sondern den Eindruck der Hauptfiguren erhöhen“², bedürfen notwendig der Ergänzung ihres unzureichenden Talentes in einer gesteigerten technischen Fertigkeit, besonders aber in einem gewissen Maße von Verstand und Bildung. Daher ist — bei der Spärlichkeit großer Talente — ein gebildeter Schauspielerstand die Bedingung einer würdigen Wiedergabe der Bühnenerwerke, die nicht nur der Kunst des Schauspielers förderlich, sondern vor allem der dramatischen Dichtkunst zur höchsten Entfaltung dienlich ist.



Herr von Wutach.

Porträtskizze.



Herr von Wutach wohnte in einem der alten Patrizierhäuser, die auf den gartenüberhängten Terrassen hoch über dem Strom stehen und über wellige Hügel hinweg bis ins glitzernde Hochgebirge sehen. Eine freundliche Fügung hatte das Gehölz, das jenseits des Stromes das hohe Ufer hinankletterte, unversehrt gelassen und verdeckte gütig den neuen Stadtteil, der hinter dem Gehölz erstanden war. So sah sich die Welt aus dem Wutachschen Hause noch genau so an, wie vor sechzig und fünfundsiechzig Jahren. Es vereinigte für Herrn von Wutach alles, was im Begriff Heimat liegt. Hier war er geboren, hier hatte er seine stillsten und damit tiefsten Erlebnisse durchgekostet; hier, wo sein ganzes Werden um ihn lag, war das Sterben eine freundliche Notwendigkeit.

Von Wutach war kein Feind der neuen Zeit und hielt nicht mit kindischem Starrsinn nur das Alte für gesund und vernünftig. Er selbst hatte ja an der Neuzeit tüchtig mitgearbeitet. An was war er in seinen besten Zeiten mit seinen Kapitalien nicht beteiligt gewesen? In Ruß-

¹ E. v. Boffart, D. Lehrg. d. Schauspielers. Nr. 872.

² Ebd.

land war er Teilhaber einer großen Zuckerraffinerie gewesen, in London hatte er eine Gesellschaft für Herstellung chinesischer Götzenbilder gründen helfen, er brauchte damals Geld für ein Bergwerk in Chile, in Alaska gruben die Arbeiter seiner Gesellschaft nach Gold, der Export von Oberländer Vieh nach Argentinien hatte ihm viele Scherereien gekostet, für die Erfindung eines Lenkballons hatte er große Kapitalien zum Fenster hinausgeworfen. Er hatte das Leben des großen Finanzmannes gelebt und dessen prickelnde Gefahren und Schöpferfreuden hatten sein Leben reich gemacht. Als Livingstone seine Reise ins Innere Afrikas ausführte, hatte Wutach jede Nachricht über ihn verschlungen, und seine Phantasie hatte sofort das ganze dunkle Land mit industriellen Unternehmungen bedeckt. Ein Verlangen, nicht die Erde zu besitzen — der Gewinn an sich reizte ihn kaum — wohl aber sie dienstbar, nutzbar zu machen, hatte ihn veranlaßt, an exotischen Unternehmungen sich zu beteiligen. Wenn er jeweils von weiten Reisen in sein stilles Haus über den gartenüberhängten Terrassen zurückgekommen war, hatte er seine Träume durch alle die fernen Länder geführt, hatte Segen und Wohlstand daraus sprießen sehen, und in den hohen Bergzinken, die fern und weiß herübergrühten, grühten ihn der Erdball als die durch rastlose Arbeit zu einem glückspendenden Eden zu machende Heimat des Menschevolkes.

Aber er liebte nur die Idee „Menschevolk“. Die Menschen als Persönlichkeiten gingen ihn wenig an. Er schätzte sie ab auf ihre Verwendbarkeit im Lebenskampf und würdigte sie darnach. Er liebte sein Land mit einem angeborenen Instinkt und brachte ihm gerne Opfer. Aber weder dessen Politik noch sein Volk interessierte ihn stark. Ihre Feste und Massenzusammenkünfte hatten nur soweit Wert für ihn, als sie eventuell finanziell auszubeuten waren. Im übrigen hatte er ein Kopfschütteln über ein Volk, das in Herden zusammenkam, um sich patriotisch zu begeistern.

Als einmal ein Nachbarstaat in Afrika überaus glücklich operiert hatte und ihm das weiteste Absatzgebiet in dem neuen Erdteil erschlossen war, hatte Wutach mit aller Energie die politische Vereinigung seines eigenen Ländchens mit dem mächtigen Nachbarstaat befürwortet, bloß deshalb, weil ein Industriezweig, an dem er stark beteiligt gewesen, in seiner Existenz gefährdet war und weil durch diese Vereinigung momentan große finanzielle Vorteile hätten erzielt werden können. So war er; er anerkannte weder durch Geschichte noch durch Moral geheiligte Gesetze. Man lebte einmal auf der Erde. So vorteilhaft wie möglich zu existieren war das Grundgesetz aller. Die ganze Erde mußte ausgebeutet werden, keinen Vorteil durfte man sich entgehen lassen. Also gab es gar keine anderen Rücksichten und Ziele als das eine, die gesamte Erde möglichst nutzbar zu machen. Alles andre würde sich nachher von selbst

geben. Die Menschheit strebte diesem und keinem andern Ziele zu, das war ja ganz klar und unverkennbar, aber sie wollten es nicht zugeben, nicht verstehen, nicht einsehen! Das Alte, Ererbte stellte sich immer wie ein Hemmnis zwischen sie und ihr Ziel. Die Menschen redeten viel von Idealen und zerbrachen sich das Gehirn darüber, ob Geist und Körper zwei Dinge seien. Als ob das nicht furchtbar gleichgültig wäre. Ungleich wichtiger war, daß es gelingen würde, den Kaktus ohne Stacheln anzupflanzen, das würde Millionen einbringen. Ihre Moral, sie bildeten sich weiß Gott was darauf ein, als ob Morden, Stehlen, ein uneheliches Kind zeugen, nicht ein furchtbar banaler Unsinn gewesen wäre. Dumm war es, schädlich, ob gut oder schlecht kam gar nicht in Frage.

Das war Herrn von Butachs stiller Kummer gewesen, daß die Menschen nicht ehrlich sein konnten, immer brauchten sie ein Fähnlein mit einem schön gestickten Namen darauf, und hingen es hoch auf einen Kirchturm. Immer mußte etwas höher sein, wenn es gelten sollte. Das schönste Gefühl, die stolze, große Eigenliebe, das das Natürlichste von der Welt ist, hatten sie als etwas verabscheuungswürdiges hingestellt. Trotzdem war die Eigenliebe die Ursache aller Entwicklung der Menschengeschlechter; je feiner, je intensiver diese Selbstliebe würde, um so mehr müßte das Leiden aus der Welt verschwinden, denn je mehr man ein Ding liebt, um so tiefer empfindet man dessen Leid. Das Leid der andern empfindet man immer in sich selbst, oder man empfindet es überhaupt nicht.

Auf seine alten Tage war Herr von Butach ein Philosoph geworden. Nachdem er sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, blieb ihm an langen, einsamen Abenden reichlich Zeit über sich selbst und sein Leben ins Reine zu kommen. In seinen Kämpferjahren war er einem unklaren Instinkt gefolgt, und hatte immer das Nächstliegende auf seine Konsequenzen erwogen und darnach gehandelt. Nun wartete er auf den Schluß, ohne Furcht, und mit sich selbst nicht unzufrieden. Ein Schatten war ihm, daß er das Glück der Liebe nie durchgekostet hatte. Ein Jahr war er verheiratet gewesen. Dann waren sie von einander gegangen, weil sie sich gar nichts zu sagen hatten. Nie hatte er mit Frauen tiefer verkehrt. Als flüchtiger Liebhaber auf einer Meerfahrt, oder auf einer Plantage in Mexiko, in Venedig und in Amsterdam hatte er kurze Eroberungen gemacht. Es war das berauschte Glück einiger Tage und Nächte gewesen, aber die Ernüchterung hatte nie auf sich warten lassen. Es war da ein innerer Gegensatz zwischen ihm und der weiblichen Natur. Sie vertrugen sich nicht. In dieser nachdenklichen Zeit hatte er oft und viel darüber nachgesonnen.

An einem schönen Morgen, als vor den Lauben der alten Stadt die Gemüse und Früchte der Marktleute die fröhlichste Farbenwelt in

das eintönige Grau der Straßen trugen, war er mit seinem Silberstößlein an all den vielen Frauen vorbeigegangen, hatte ihre frischen Gesichter sich angesehen, und sich erfreut an dem heiteren, sonnenüberschienenen Treiben der Frauenwelt seiner Vaterstadt. Mit einem Bedauern, daß er dereinst nicht so ein festes Ding zu sich genommen habe, war er in die Trambahn gestiegen. Auf der Plattform hatte er sich aufgestellt, um von hier aus nochmals das Straßenleben zu genießen. An einer Haltstelle stieg eine Dame, noch ehe der Wagen vollends hielt, aus und zwar in entgegengesetzter Fahrrihtung, so daß sie beinahe gestürzt wäre. Derselbe Vorfall wiederholte sich zum zweiten- und drittenmal, immer stiegen die Frauen in entgegengesetzter, falscher Richtung aus.

Da ging Herr von Wutach mit einem feinen Lächeln auf den Lippen nach Hause. Den Frauen fehlte der Nützlichkeitsinstinkt. Das, was ihm Lebensgesetz gewesen war, das, worin er das Heil, die Entwicklung der Welt gesehen hatte, das ging den Frauen vollständig ab. Drum hatte er sein Leben einsam verbracht. J. Bühler.



Die englische Revolution im Spiegel der Schweizer. Volksdichtung.

Von Dr. Carl Camenisch.



Es war am letzten 3. September ein Vierteljahrtausend verflossen seit dem Tode des Oliver Cromwell, jenes merkwürdigen Mannes, dem erst die neuere Zeit gerecht geworden ist, weil auch sein Charakterbild als das eines ausgesprochenen Parteimannes lange Zeit in der Geschichte schwankte. Fachschriften und auch einzelne Tagesblätter haben ihm ein kurzes Wort der Erinnerung gewidmet, d. h. sowohl dem Wandel in der Schätzung seiner Person als seiner Persönlichkeit selbst.

In der Schweiz hörte und las man nicht viel von ihm und jener Zeit, der er seinen Stempel aufgedrückt hat; und doch hat er zu seiner Zeit auch in den abgelegensten Tälern, in den „Orten“ und bei den „Zugewandten“ die Gemüter nicht wenig erregt.